



Interview zur Migrationsausstellung

-Hermine Oberück im Gespräch mit Julia Schade, presse@migrationsausstellung.de

Was ist bei der Migrationsausstellung das Besondere am Zusammenspiel Fotografie und Text?

Diese Form der doppelten Annäherung an Menschen mit Migrationserfahrungen ist spannend, weil sie viele Synergieeffekte ermöglicht. Gleichzeitig spiegelt sich das eine Portrait-Format im anderen: Wir sehen das Portrait eines Menschen und machen uns Gedanken über seine Geschichte, seine Herkunft, seine Ansichten. Vielleicht fragen wir uns, was die Person, die wir vor uns sehen, zu dem einen oder anderen Thema sagen würde. Die Interviews, die Frau Strohm-Katzer mit den portraitierten Personen führt, geben also vielleicht Antwort auf die Fragen, die die Betrachter und Betrachterinnen der Fotografien sich stellen. Oder die Fragen und die Antworten aus den Interviews eröffnen noch einmal neue Perspektiven auf die portraitierten Menschen. Zu dem Anblick kommt eine weitere Ebene hinzu, die des Hörens bzw. Lesens.

Aus den vielen unterschiedlichen Facetten ergibt sich in der Ausstellung dann ein Bild. Das ist aber ja kein Abbild der Wirklichkeit, sondern das in sich vielfach gebrochene Produkt einer intensiven Auseinandersetzung. Diese Form des Doppelportraits in Sprache und Bild ermöglicht eine große Nähe zu den Portraitierten: Und wer mit einem Foto nichts anfangen kann, findet vielleicht einen Ansatzpunkt bei der Lektüre des dazugehörigen Textes.

Außerdem ermöglichen die Doppelportraits den Ausstellungsbesuchern und –besucherinnen auch eine besondere Art des Sich-selbst-in-Bezug-Setzens: Identifikations- und Abgrenzungsmöglichkeiten gibt es gleich in zwei Bereichen. Und das Betrachten jedes Fotos bzw. die Lektüre jedes Textes ermöglicht auch noch einen „Abgleich“ unserer Vorannahmen und Vorurteile: Sieht so, wie die Person, die auf dem Foto abgebildet aus, eine „typische“ Migrantin oder ein „typischer Migrant“ aus? Aus welchen Herkunftsländern mögen all diese „Fremden“ kommen? Hätte ich es gewusst? Und was, um bei der Begrifflichkeit zu bleiben, macht für mich als Besucher oder Besucherin der Ausstellung „Fremdheit“ aus: die Hautfarbe? Die Frisur? Die Kopfbedeckung? Die Kleidung?

Sprechen Sie mit Frau Strohm-Katzer über Ihre Eindrücke bei den Fototerminen? Wie arbeiten Sie beide in der Ausstellungsentstehungsphase zusammen?

Ja, und das ist eben auch etwas ganz Besonderes an dieser Art der Kooperation: Nach den Interviews und den Fototerminen, die meistens am gleichen Tag stattfinden, wertet erst einmal jede von uns ihr eigenes Material aus. Frau Strohm-Katzers Interviews müssen ja erst einmal transkribiert werden und ich muss meine Fotos von der Kamera auf den Computer laden, alle Bilder anschauen und eine Vorauswahl treffen. Auch Frau Strohm-Katzer trifft für unsere Texttafeln eine Auswahl aus den transkribierten Texten. Dann zeige ich ihr meine Bildauswahl und lese ihre Textauswahl. Manchmal



sind wir dann beide erstaunt darüber, wie gut sich Text und Bild ergänzen, wie sie sich kommentieren oder manchmal auch, wie sie einander entgegenstehen. Wir sprechen darüber und wählen letztlich gemeinsam aus, welche Portraits und Texte wir in unsere Ausstellung und das Booklet aufnehmen wollen. Auch die Hängepläne für die Ausstellungen entstehen gemeinsam. Das ist immer ein sehr spannender Prozess, bei dem unsere unterschiedlichen professionellen Perspektiven ganz wichtig sind. Ich finde gerade diesen Austausch immer wieder sehr bereichernd und inspirierend!

Begreifen Sie Ihre Arbeit als Politik oder als Kunst? Was sind politische und künstlerische Aspekte Ihrer Fotografie?

Wenn es um die Auswahl der Themen geht, mit denen ich mich in den letzten 30 Jahren fotografisch auseinander gesetzt habe, dann sehe mich in erster Linie als politische Fotografin: Am Anfang meiner Laufbahn habe ich viele betriebsjournalistische Themen fotografiert und mich mit der Situation von Menschen in der Arbeitswelt beschäftigt. Ein weiteres wichtiges Thema war von Anfang an der gesellschaftliche Umgang mit geistig, körperlich oder psychisch gehandicapten Menschen, die, als ich zu fotografieren begann, noch in sog. „Anstalten“ untergebracht lebten und von „Integration“ oder „Inklusion“ weit entfernt waren. Schon damals war es mir wichtig, respektvolle und würdevolle Portraits dieser Menschen zu fotografieren – und dafür brauchen Sie natürlich die ganze Bandbreite fotografischer Technik. Nur wenn Sie die Technik 100% beherrschen, können Sie bei der fotografischen Arbeit wirksame künstlerischer Impulse setzen.

Und wie setzen Sie diese Impulse?

Wenn Sie mich nach den Mitteln und Methoden fragen, mit denen ich all meine Themen ‚bearbeitet‘, d.h. fotografisch umgesetzt habe, dann sind das natürlich immer auch Methoden künstlerischer Fotografie. Gerade auf meinen Reisen in die von den Folgen des GAUs von Tschernobyl besonders betroffenen Gebiete habe ich versucht, fotografische „Übersetzungen“ für all das zu finden, was die atomare Strahlung zerstört hat, was mit bloßem Auge aber nicht zu sehen und deshalb mit der Kamera auch nicht einfach ‚abzubilden‘ ist.

Ansonsten beginnt fotografische Arbeit jenseits der politischen Ambitionen oder Fragestellungen immer mit der Zusammenstellung des notwendigen und passenden Handwerkszeugs: Welche Kamera ist für den geplanten Einsatz die richtige? Welchen Blitz, welche Beleuchtung, welchen Hintergrund brauche ich? Dann geht es weiter mit der Auswahl der Motive, mit dem Einsatz des Lichtes, der Auswahl der Ausschnitte und der Bearbeitung der Fotos. Früher war mein Arbeitsplatz dafür die Dunkelkammer, heute findet das alles am Computer statt.

Was verstehen Sie unter „respektvolle und würdevolle“ Portraits?

Mir war es immer wichtig, insbesondere bei der Portraitfotografie den Portraitierten einerseits nah zu kommen, Charakteristika mit der Kamera einzufangen und zu versuchen, „das Wesentliche“ einer Person abzubilden, ihnen andererseits aber nicht zu nah zu treten: Durch meine Tätigkeit für große



Wochenzeitschriften und den Evangelischen Pressedienst habe ja schon früh medizinjournalistische Themen, z.B. die Transplantationschirurgie, bearbeitet. Bei dieser Arbeit kommt man allen an solchen Prozessen beteiligten Menschen, den Patienten, den Ärzten und dem Pflegepersonal, auch sehr nah. Die Gefahr, Grenzen zu überschreiten, ist gerade in solchen Situationen groß.

Mich hat es nie interessiert, mit meiner Kamera die Menschen zu entblößen oder gar bloß zu stellen. Mir ging es immer um Tiefgang und Tiefenschärfe und darum, dass die, die ich portraitiert habe, selbst entscheiden konnten, wie viel und vor allem was sie von sich zeigen wollten.

So verstehe ich auch bei der Migrationsausstellung meine Arbeit: Ich eröffne einen Raum und gebe den Menschen Gelegenheit, diesen Raum zu betreten und zu füllen. Die einen schauen vorsichtig durch die Tür, die anderen stürmen gleich die Bühne. Manche sind sofort in Kontakt mit mir und der Kamera, andere brauchen dafür viel Zeit, manche öffnen sich gar nicht. Ich ‚zwinge‘ oder ‚überliste‘ niemanden. Deshalb gibt es in unserer Ausstellung so viele unterschiedliche Portraits: lachende, distanzierte, zurückhaltende, fragende ...

Sie fotografieren für die Migrationsausstellung nicht nur Menschen, die aus anderen Ländern nach Deutschland gekommen sind, Sie sind auch selber viel gereist und haben im Laufe der Jahre eine Vielzahl von Reportagen fotografiert.

Ja, ich habe mich oft mit den Lebensbedingungen von Menschen beschäftigt, die weniger privilegiert waren und sind als wir. In den neunziger Jahren habe ich viele Länder bereist, aus denen die Migranten und Migrantinnen kommen, die wir in unserer Ausstellung portraitieren- u.a. Albanien, Rumänien und Staaten der ehemaligen UDSSR. Neben klassischen Fotoreportagen habe ich von diesen Reisen auch wieder eine Vielzahl von Portraits mitgebracht –z.B. aus Esteli, der nicaraguanischen Partnerstadt Bielefelds.

Wie passen die Migrationsausstellungsportraits zu Ihren anderen fotografischen Arbeiten?

Mit meinen Langzeitstudien „Welt verlassen“, „Leben mit Brustkrebs“, dem „Tschernobyl-Projekt“ und der Migrationsausstellung habe ich Themen, die mich politisch beschäftigt, betroffen und manchmal auch einfach erstmal nur wütend gemacht haben, fotografisch weiter verfolgt und ‚bearbeitet‘. Wie geht unserer Gesellschaft mit sog. „Randgruppen“ um? Das ist erstmal eine sehr abstrakte Leit-Frage. Aber wenn Sie anfangen, sich mit den verschiedenen Aspekten und Facetten dieser Fragestellung fotografisch auseinanderzusetzen, lernen Sie Menschen kennen, die manchmal traurige, aber immer spannende Geschichten über sich und unsere Gesellschaft zu erzählen haben. Viele haben mir erlaubt, sie mit meiner Kamera ein Stück auf ihrem Lebensweg zu begleiten. Und mein Interesse an diesen Menschen, ihren Erlebnissen und Geschichten war immer auch ein politisch motiviertes, gleichzeitig aber eben auch ein persönliches Interesse. Ich bin eine, die es immer ganz genau wissen wollte – eine Fotografin, die einerseits gern aus der Distanz heraus beobachtet, die andererseits aber auch zu den Menschen hingeht und nachfragt: Wie war das für Sie? Wie haben Sie das erlebt?



Welches Ziel sollte mit der Migrations-Ausstellung im Historischen Museum erreicht sein, damit Ihr Einsatz sich gelohnt hat?

Durch die lange Laufzeit und dadurch, dass die Ausstellung mit einem so hochkarätigen Rahmenprogramm ‚umspielt‘ wird, haben wir in Bielefeld die Gelegenheit, viele unterschiedliche Menschen ins Museum zu locken. Ich wünsche mir natürlich, dass die Besucher und Besucherinnen sich von der Ausstellung inspirieren lassen, über das Thema „Migration“ nachzudenken. Dass die, die selbst eine Migrationsgeschichte haben, sich gesehen, willkommen und „in die Mitte der Gesellschaft“ eingeladen fühlen. Und dass die, die keine Migrationsgeschichte haben, vielleicht neugierig darauf werden, ob sie tatsächlich so „alt eingesessen“ in unserem Land sind wie sie vielleicht denken. Sie kennen ja die oft eher provokativ gemeinten „Jeder ist Migrant“-Ausprüche, aber für die meisten Menschen, die ich kenne, trifft das auch zu: In vielen Familien meiner Freunde und Freundinnen gibt es Eltern-, Großeltern- oder Urgroßelternanteile, die aus anderen Ländern ‚eingewandert‘ sind, die ihre ‚eigentliche‘ Heimat verlassen mussten oder verlassen wollten und in Deutschland eine neue Heimat finden konnten oder finden mussten. Fragen Sie mal bei Ihren Großeltern oder denen ihrer Freunde und Freundinnen nach den Geburts-oder Aufwachsens-Orten.

Unsere Ausstellung ist eigentlich eine einzige große Einladung, jenseits politisch korrekter Diskurse bei sich selbst anzufangen: Bin ich eine „Inländerin“ oder eine „Ausländerin“? Was verbinde ich mit Begriffen wie „Heimat“ oder „Fremde“? Musste ich selbst schon einmal einen Ort verlassen, der für mich „Zuhause“ war? Wollte ich fortgehen – und wenn ja, weshalb und wohin? Und wann, wie und wo habe ich mich selbst als „Ausländerin“ erlebt – vielleicht auf Urlaubsreisen in kulturell ganz anders geprägte Gesellschaften? Während eines längeren Aufenthalts in einem anderen Land? Habe ich schon einmal eine Heimat verloren oder eine neue Heimat gefunden? Und was heißt das überhaupt für mich: Heimat?

Was bedeutet „Heimat“ für Sie?

Eine meiner Freundinnen sagt immer: „Home is where the heart lives.“ Sie ist Herkunfts-Deutsche und sagt das auf Englisch. [lacht] Der Sennstädter oder die Jöllenbeckerin hätte etwas ähnliches früher vielleicht auf Plattdeutsch gesagt. Ich komme aus Duisburg, das war früher mal „Ruhrpott pur“. Da ging es nicht nur mit „datt“ und „watt“ sprachlich ein bisschen anders zu als in Bielefeld, sondern der Umgang war insgesamt direkter, offener, rauer, aber auch herzlicher. Wo ich früher zur Schule gegangen bin, steht jetzt ein Stück entfernt eine große Moschee. Und dort, wo in unserer alten Duisburger Nachbarschaft noch in den 60er Jahren deutsche Arbeiterfamilien lebten, folgen in den 70er und 80er Jahre türkische „Neubürgern“, die heute längst ‚eingemeindet‘ sind. Die neuen Einwanderer und Einwanderinnen stammen aus Rumänien und Bulgarien und werden heute ähnlich skeptisch beäugt wie ‚damals‘ „die Türken“. Wo ich in den 50er Jahren zwischen den Trümmerbergen des 2. Weltkriegs gespielt habe, sind im Zuge von diversen Einwanderungswellen also inzwischen ganz neue „Nachbarschaften“ entstanden. Die Sprache, die ich dort vor 60 Jahren gelernt habe, ist



für kaum einen dieser neuen Duisburger Nachbarn Muttersprache, sondern fast immer die neu gelernte Zweitsprache.

Und welche Bedeutung hat Bielefeld für Sie?

Ich lebe und arbeite jetzt schon seit 1980 in Bielefeld und habe 30 Jahre lang die aktuellen politischen Themen, also auch die aktuelle lokale „Sozialgeschichte“ vor der Haustür fotografiert: Das verbindet. Hier wohnen meine Freunde und Freundinnen, hier habe ich meinen Garten, hier bin ich zuhause. Auch deshalb freue ich mich so, dass unsere Ausstellung jetzt im ganzen Bestand in Bielefeld gezeigt wird. Natürlich soll auch „mein Dorf“ immer schöner werden – und dazu gehört für mich, dass Bielefeld ganz bewusst immer ‚bunter‘ wird: nicht nur rund um den Siggis oder rund ums Umweltzentrum, in dem ich mein Büro habe, sondern eben auch in Stieghorst oder Babenhausen.

Wir Fotografen und Fotografinnen wünschen uns ja immer, dass Menschen mit offenen Augen durchs Leben gehen. Ich habe immer wieder dieselbe „Botschaft“: Schauen Sie einfach ganz genau hin! Und dann schauen Sie nochmal hin – und dann nochmal.

Und ab Ende April gehen Sie ins Historische Museum, lassen sich von unserer Ausstellung Fragen stellen und stellen anschließend selbst Fragen – vielleicht dann mal den neuen Nachbarn, von denen Sie immer schon wissen wollten, woher die eigentlich kommen. Und im Idealfall gehen Sie später nochmal ins Historische Museum: Mit den neuen Nachbarn. Und reden ...

So einfach ist das mit der „Integration“?

Nein, einfach ist das sicher nicht. Aber so leicht könnte es ja auch mal gehen mit dem „Ankommen“. Mit der „Integration“ ist es wie mit der Kunst: Wenn sie gelingt ist es schön, sie macht aber viel Arbeit. Zu diesem hochkomplexen Prozess muss jede und jeder ihren und seinen Teil beitragen, und die Verantwortung für das Gelingen kann niemand einfach auf „die Politik“ abschieben. „Integration“ findet eben immer auch vor der eigenen Haustür und im Alltag statt – und da sind wir alle gefragt. Integration braucht Zeit und jedes Wegmüssen und Ankommen ist eine ernste Sache - und deshalb ist auch unsere Ausstellung auf den ersten und auch auf den zweiten Blick eine ernste Sache. Aber in der Gesellschaft ankommen heißt ja auch, langfristig im Miteinander-Lachen und in einer neuen Leichtigkeit anzukommen.

Aber auch das Lachen „am Rande der Gesellschaft“ ist eben auch eine mögliche Option für den individuellen Umgang mit dem Thema „Wegmüssen und Ankommen“. Vielleicht ist es eine Option, die für jüngere Menschen einfacher und selbstverständlicher ist als für mich, die ich 63 Jahre alt bin und aus einer Tradition gesellschaftspolitisch positionierter Sozialwissenschaft und Fotografie komme. In dem Statement „In der Gesellschaft ankommen heißt ja auch, im Miteinander-Lachen ankommen.“ ‚versteckt‘ sich also einfach eine weitere Frage, auf die es viele unterschiedliche Antworten gibt, und die deshalb an Sie und an die Besucher und Besucherinnen unserer Ausstellung zurückgeht: Was meinen Sie dazu?